

Nettelbeck, Joachim

Die Exzellenzuniversität behindert gute Forschung

Webler, Wolff-Dietrich [Hrsg.]: *Überzogener und überhitzter Wettbewerb in der Wissenschaft I. Wissenschaftsförderung und ihre Irrwege. 2., überarbeitete Auflage. Bielefeld : UVW UniversitätsVerlagWebler 2024, S. 129-135. - (Hochschulwesen: Wissenschaft und Praxis; N. F. 43)*



Quellenangabe/ Reference:

Nettelbeck, Joachim: Die Exzellenzuniversität behindert gute Forschung - In: Webler, Wolff-Dietrich [Hrsg.]: *Überzogener und überhitzter Wettbewerb in der Wissenschaft I. Wissenschaftsförderung und ihre Irrwege. 2., überarbeitete Auflage. Bielefeld : UVW UniversitätsVerlagWebler 2024, S. 129-135* - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308606 - DOI: 10.25656/01:30860; 10.53183/97839460175477

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308606>

<https://doi.org/10.25656/01:30860>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen und die daraufhin neu entstandenen Werke bzw. Inhalte nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrags identisch, vergleichbar oder kompatibel sind. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work or its contents in public and alter, transform, or change this work as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. New resulting works or contents must be distributed pursuant to this license or an identical or comparable license.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Die Exzellenzuniversität behindert gute Forschung

Joachim Nettelbeck

Wer möchte nicht exzellent sein? Bei genauerer Betrachtung erweist sich dieser Begriff, so verführerisch er auch klingt, als vergiftet. Die Forschungsförderung unter diesem Motto wirkt sich bei den Forschern, wenn man sie befragt, belastend aus; sie stöhnen und fühlen sich durch Aufgaben, die ihnen fremd sind, in ihrer Arbeit behindert. Statt sich ihrer Forschung zu widmen, würden sie mit Antragschreiben, Sitzungen, Verwalten, Berichtspflichten, Öffentlichkeitsarbeit und Ähnlichem beschäftigt werden. Sie hätten ihre Forschung, zumindest in der Darstellung, der Thematik anzupassen, die die zusammengeführten Forscher überdachen soll. Auch wenn nicht mit Sanktionen gedroht werde, hinge immer der latente Vorwurf in der Luft, sich nicht für ihre Universität und ihre Kollegen einzusetzen. Ist das nur Gejammerge auf hohem Niveau oder gibt es objektive Anzeichen, dass die Exzellenzstrategie sich für gute Forschung als hinderlich erweist? Wie ist das möglich, wo doch die Forschung unter diesem Label großzügig finanziert wird?

Um gleich ein mögliches Missverständnis auszuräumen: Die Kritik der Exzellenzwettbewerbe geschieht im Interesse von sehr guter Forschung. Exzellente ist nicht gleichbedeutend mit sehr gut. Exzellenz zu fördern vertraut wie bei der Marktwirtschaft darauf, dass sie quasi automatisch auf sehr guter Forschung beruht. Doch diese, der neoliberalen Grundüberzeugung vergleichbare Annahme ist trügerisch; denn als exzellente tritt in Erscheinung, was im Rahmen der Verfahren der Wettbewerbe als sehr gut angesehen wird. Ansehen und Realität sind leider nicht immer identisch.

Es geht auch nicht darum, den vielen Gutachtern oder den Verwaltungen den Vorwurf zu machen, sie hätten nicht die besten Anträge ausgewählt. Sie haben enorm viel Zeit und Mühe auf die Auswahl verwendet und meist nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt. Auch internationale und fachfremde Gutachter über Forschungsförderung mitentscheiden zu lassen, ist für ein differenziertes Urteil hilfreich; sie erweitern die einbezogenen Gesichtspunkte. Nein, es geht um das Konzept, das hinter dem Begriff Exzellenz steckt.

Exzellente ist ein Forschungsverbund oder eine Universität, wenn er oder sie im Wettbewerb mit anderen als herausragend angesehen wird. Doch dieses Urteil ist durch die Gestaltung des Wettbewerbs konditioniert. Jeder Forscher verfolgt eine eigene Idee, von der er glaubt, dass sie neue Einsichten ergeben werde. Ob sie sehr gut ist, ist schwer zu beurteilen, weil eine solche Prognose von vielen Faktoren beeinflusst wird, auch im strengen Sinne nicht wissenschaftlichen, etwa von dem Charakter des Forschers, von der ihn anregenden Umgebung, von seinen kommunikativen Fähigkeiten, von den rezeptiven Fähigkeiten seines disziplinären Umfelds, vom Zeitgeist und ähnlichen Kriterien. Die VolkswagenStiftung hat

einmal eigens ein Symposium organisiert, um all die Aspekte herauszuarbeiten, die bei einem solchen Urteil eine Rolle spielen können. Diese Diskussion, wie sie die Wissenschaftsphilosophin Lorraine Daston (2014) zusammengefasst hat, ließ erkennen, wie vielfältig die Kriterien sein müssen, um die Qualität der Forschung und des Forschers angemessen zu beurteilen, nicht nur in den Geisteswissenschaften. Der Biologe Raghavendra Gadagkar hat sich gewünscht, dass auch die Naturwissenschaftler sich dessen bewusst werden, wie differenziert solche Urteile zu sein haben. In seinem Buch: *Experiments in Animal Behaviour: Cutting-Edge Research at Trifling Cost* (2021) hat er gezeigt, von wie vielen Aspekten wichtige, theoretische Durchbrüche in der Biologie abhängig waren, vor allem hat er gezeigt, dass sie nicht von der Höhe der finanziellen Mittel abhängig waren. Im Gegenteil, geringe finanzielle Mittel in Ländern wie Indien können dazu veranlassen, sich grundlegende Fragen zu stellen und dafür besonders raffinierte Experimente zu entwickeln. Solche Forscher wären wahrscheinlich bei den Exzellenzwettbewerben und den finanziellen Mindestgrößen der Cluster schon mangels Masse unberücksichtigt geblieben.

Umfassend all solche Umstände und Kriterien zu berücksichtigen, ist schwer möglich, wenn es um den Wettbewerb in einem großen Land wie der Bundesrepublik geht. Solche Entscheidungen müssen öffentlich legitimierbar sein, sich im globalen Wettbewerb als gültig erweisen und sich somit letztlich auf wenige, standardisierte Kriterien beschränken. Es liegt nahe, sich auf quantifizierte Indikatoren zu beschränken, die die Unterschiede vergleichbar machen; das einzelne, vielschichtige Urteil über die Originalität einer geplanten Forschung und die Erfolgsaussichten eines spezifischen Forschers verschwindet so im Zuge des Verfahrens. Wenn die einzelnen Urteile von Gutachtern und Kommissionen in den Beratungen über viele Anträge zusammengefasst werden und die Form von Indikatoren annehmen, entstehen Entscheidungen, die von den besonderen Qualitäten des einzelnen Forschers und seiner Ideen abstrahieren. Der Durchschnitt der Forschungen, die nach solchen standardisierten Kriterien als erfolgreich angesehen werden, wird so zur Norm der Beurteilung. In Kenntnis dieser Verfahren passt sich der Antragsteller dem an, zumindest in der Darstellung seiner Forschung und seines curriculum vitae. Dadurch, dass im Laufe des Verfahrens von vielen konkreten Umständen abstrahiert wird, wird ununterscheidbar, inwieweit der Exzellenzwettbewerb sehr gute Forscher oder sehr geschickte Antragsteller fördert. Der Gaither Report für die Ford Foundation hat davor schon Ende der 1940er Jahre gewarnt und empfohlen: Der „program officer“ habe das Projekt und den Forscher zu beurteilen, nicht seine schriftstellerischen Fähigkeiten, und dafür solle er alle erdenklichen Umstände erkunden und berücksichtigen (vgl. Ford Foundation 1949, S. 126). Die damals weltweit größte Forschung fördernde Stiftung der Welt wollte so sicher nicht das Ziel verfehlen, besonders gute Forschung zu fördern.

Der gewichtigste Indikator, die veröffentlichten Schriften, soll damit nicht heruntergespielt werden. Wissenschaft ist ein sozialer, kommunikativer Prozess, wie Ludwik Fleck schon 1935 mit seinem berühmten Buch zu den Denkkollektiven anhand medizinischer Grundlagenforschung dargelegt hat. Wenn ein

Forscher die Bedeutung seiner Forschung nicht vermitteln kann, hilft auch eine gute Idee wenig. Darin liegt die Rechtfertigung dafür, nach den Schriften zu sehen, die von Gutachtern als für wert erachtet worden sind, veröffentlicht zu werden. Zum Problem wird dieser Indikator durch seine Dominanz, sobald der Wettbewerb national und global wird und damit andere Kriterien in den Hintergrund treten. Auch er hat eine soziale Wirkung. Damit wird die Hierarchie betont, die dem globalen Wissenschaftsbetrieb inhärent ist, die nationalen und internationalen Machtverhältnisse in den jeweiligen Fächern. Sie legen dem Antragsteller nahe, sich anzupassen statt noch nicht anerkannte Ideen zu verfolgen. Eklatantes Beispiel ist die Praxis, dass erfolgreiche Gruppen, kaum dass das bewilligte Projekt begonnen hat, dessen Mittel dafür verwenden, den nächsten Antrag vorzubereiten. Diese Praxis lässt sich auch bei den Exzellenzwettbewerben beobachten. Für die Fortführung muss etwas Neues geboten werden, das sich möglichst durch erste Veröffentlichungen schon als gutachterfest erwiesen hat.

Wettbewerb als Anpassung an vorgegebene, internationale Standards stand auch historisch am Ursprung der Exzellenzinitiative. Kanzler Schröder hatte zunächst die Idee aufgebracht, Deutschland brauche ein Harvard, um im globalen Wettbewerb bestehen zu können. Seine Forschungsministerin Bulmahn hat daraus den Vorschlag gemacht, 5 oder 10 Exzellenzuniversitäten auszuzeichnen, um die Idee an die deutschen Verhältnisse von Demokratie und Föderalismus anzupassen. Aufgrund des kooperativen Föderalismus konnten die Landesminister und die Forschungsorganisationen die Linien Graduiertenkolleg und Cluster, große Forschungsverbünde, hinzufügen. Trotz dieser Modifikationen stand die Initiative unter dem Vorzeichen des globalen Wettbewerbs, letztlich unter dem des Shanghai Rankings und ähnlicher Listen der Weltmeister unter den Universitäten.

Mit der Exzellenzinitiative zu solchen Höhen aufzurücken, war ein höchst illusorisches Vorhaben, wenn man sich die Zahlen vergegenwärtigt. In der zweiten Runde konnte eine Universität bis zu fünfzehn Millionen Euro pro Jahr gewinnen. Damit war jede der Ausgezeichneten meilenweit davon entfernt, das Harvard (damals Ausgaben von rund vier Milliarden Euro pro Jahr) von Deutschland zu werden oder die deutsche ETH Zürich (rund 1,6 Milliarden Euro), selbst die TU München nicht; sie hatte damals rund doppelt so viele Studenten wie die ETH, zusätzlich eine teure medizinische Fakultät und musste mit 1,2 Milliarden Euro auskommen. Die Evaluationskommission hat ausgerechnet, dass es nicht einmal ausgereicht hätte, eine deutsche Universität finanziell auf das Niveau der „Spitzenuniversitäten“ zu bringen, selbst wenn man den gesamten Betrag der Exzellenzinitiative einer einzigen Universität zugewiesen hätte.

Die Exzellenzinitiative wurde, wie der Anstoß durch Schröder deutlich machte, durch das Vorbild der amerikanischen Universitäten beherrscht. Die Angesehensten sind privat und finanzieren sich weitgehend über Studiengebühren und Zuwendungen ihrer Alumnis, übrigens auch soweit sie öffentlich sind. Berkeley erhält nur noch 5% seines Budgets vom Staat. Sie stehen im Wettbewerb um die besten Studenten. Jeder Student bringt Harvard oder Stanford ca. 56.000 \$ pro Jahr ein. Deshalb ist Werbung für sie entscheidend. Das einfachste Mittel der

Werbung ist ein vorderer Platz im Ranking. Dementsprechend sind über die Hälfte der ersten 50 Universitäten im Shanghai Ranking amerikanische; sie sind Shanghai-gestylt. Die besseren Präsidenten sind sich allerdings der unerwünschten Wirkungen solcher Rankings bewusst und ergreifen kompensatorische Maßnahmen, aber dem Wettbewerb um Studenten und der entsprechenden Werbung können auch sie sich nicht entziehen.

Warum sich kontinentaleuropäische Universitäten dem Wettbewerb um den Platz im Shanghai Ranking unterwerfen, ist schwer verständlich, jedenfalls nicht wissenschaftlich begründet. Schröders Anstoß verweist auf politische Gründe. Das skurrilste Beispiel dafür sind die Pariser Universitäten. Schon ihre Gründung nach dem Mai 1968 war politisch. Für jeden disziplinären Bereich gab es eine linke und eine rechte Universität. Nachdem das Shanghai Ranking für das öffentliche Ansehen der Universitäten maßgebend wurde, erwies sich diese Parzellierung (und die noch auf Napoleon zurückgehende Trennung zwischen den Universitäten und den Grandes Ecoles) als hinderlich. Die Politik forderte alle Beteiligten auf, Konglomerate zu bilden, die sichtbar machen sollten, dass die Pariser Institutionen zusammen gesehen exzellent seien, eine endlose, konfliktreiche und zeitaufwendige Arbeit aller Beteiligten, die an der Forschung des Einzelnen erst einmal nichts geändert hat. Oh Wunder, nun erschien im Shanghai Ranking die neue Universität Paris-Saclay auf Platz 13 (Shanghai Ranking 2021). Und gleich als erste nicht anglophone Universität, vor der ETH Zürich (Platz 21), der University of Tokyo (Platz 24) und der Tsinghua University (Platz 28), den jeweils ersten in ihrem Land. 2019 musste sich die Universität Paris 11, der Kern von Paris-Saclay, noch mit Platz 37 zufriedengeben. Unter den ersten 50 tauchten 2021 zudem noch zwei weitere Pariser Konglomerate auf, Paris Sorbonne (Platz 35) und PSL University (Paris Sciences & Lettres) (Platz 38). Wie die Politik es wollte: Paris erschien neben Harvard, Stanford und Cambridge wieder als der kulturelle Nabel der Welt. Unter den ersten 50 gab es nur acht nicht anglophone Universitäten; drei davon waren nun Pariser Universitäten. Der Trick bestand darin, den Universitäten die besten Forschungseinrichtungen zuzuordnen, so wie wenn die deutschen Universitäten sich die besten Teile der Max-Planck-Gesellschaft und der anderen außeruniversitären Forschungsorganisationen einverleibt hätten. Ohne solche Ergänzungen erscheint als erste deutsche Universität die Universität München auf Platz 48, auf gleichem Rang wie die 28. amerikanische Universität, der medizinische Teil der University of Texas, die zweite, die TU München, auf Platz 52. Es bleibt ein Rätsel, warum die Öffentlichkeit und die Politiker sich durch ein so arrangiertes Schauspiel verführen lassen.

Auch in Deutschland waren ähnliche politische Motive zu beobachten, als es um die Vergabe des Titels Exzellenzuniversität ging. Wem nützt das außer der Politik und den Universitätspräsidenten, die damit einen einfachen „Nachweis“ dafür erhalten, wie erfolgreich sie sind? In der ersten Runde des Exzellenzwettbewerbs war noch bescheiden von der dritten Förderlinie die Rede. Die DFG und der Wissenschaftsrat konnten die Politik unter Druck setzen, das Ergebnis der Beratungen der Kommissionen unverändert zu akzeptieren. Das ließen sich die

Länder nicht noch einmal gefallen. Bei den weiteren Verfahren sorgten sie dafür, dass ihr Interesse berücksichtigt wurde, die Auszeichnung, jetzt offen Exzellenzuniversität benannt, für ihr Land zu bekommen. Warum unterwerfen die Länder sich diesem Wettbewerb, wo doch die Universitäten in erster Linie von ihrer Finanzierung abhängig sind, die zusätzlichen Millionen im Verhältnis zur Grundfinanzierung relativ unerheblich sind? Gibt es politisch keine Alternative, die Parlamente davon zu überzeugen, ihre Universitäten auskömmlich zu finanzieren, wie es die Schweizer Kantone tun, um zu vermeiden, dass die überbordenden, politisch motivierten Drittmittel den Universitäten und dem wissenschaftlichen Nachwuchs schaden, eine Fehlentwicklung, von der die Exzellenzstrategie ein besonders sichtbarer Teil ist?

Die erste umfassende, internationale Evaluierung der Exzellenzinitiative zeigt ebenfalls, wie vorrangig bei der Umsetzung der Empfehlungen letztlich politische Motive waren. Die Imboden Kommission, so benannt nach ihrem Vorsitzenden, Dieter Imboden, ETH Zürich und Präsident des Schweizer Nationalfonds, ging von folgendem Ziel aus: „Die Exzellenzinitiative hat die Förderung der universitären Spitzenforschung im Fokus mit dem Ziel, die deutschen Universitäten für das erfolgreiche Bestehen im schärfer werdenden nationalen und internationalen Wettbewerb zu stärken.“ (Internationale Expertenkommission zur Evaluation der Exzellenzinitiative 2016, S. 2) Aus der Forschungsförderung wurde der Wettbewerb der Universitäten.

Die Kommission beschrieb zunächst kritisch das deutsche Wissenschaftssystem und seine „Baustellen“. Dabei betonte sie – neben der als erfolgreich angesehenen Diversifizierung der Forschungsprofile der Universitäten durch die Cluster – die „Governance der Universitäten“: „Will eine Universität zu den besten der Welt gehören, so muss ihre Leitung komplexe und teils widersprüchliche Anforderungen bewältigen. Die Handlungsfähigkeit einer Universität bedingt einerseits klare Leitungs- und Entscheidungsstrukturen im Inneren, andererseits eine weitgehende Autonomie gegenüber dem Staat im Außenverhältnis. Handlungsfähigkeit, Autonomie und Wettbewerb haben sich als die wichtigsten Faktoren für den Erfolg einer Universität erwiesen (Aghion et al. 2010). ... Internationale Spitzenuniversitäten haben durchweg eine starke interne Governance und sind von staatlichen Eingriffen weitgehend abgeschirmt.“ (ebd., S. 20)

Das einzige Mitglied der Kommission, das Erfahrungen in der Leitung einer „Spitzenuniversität“ hatte, war Gerhard Caspar, der frühere Präsident von Stanford. Seine Sicht von der „Governance“ und die des Vorsitzenden aus der ETH Zürich war offenbar zum Maßstab geworden. Die Kommission kritisierte zwar die Dritte Förderlinie, also die Zuwendung an die Universitätsleitung für ein Zukunftsprojekt. Sie hätte zu „Schaufensterprojekten“ geführt, die sich „in der Praxis als nicht wirklich effizient und zielführend“ erwiesen hätten. Wofür? Für die Forschung? Nein. Die Kommission kritisierte vor allem mangelnde Fortschritte in der „Governance“. Dort sieht sie „ein großes ungenutztes Potenzial und einen substanziellen Nachholbedarf“. Warum „Professionalisierung der Verwaltung“ und „Machtwuchs des Präsidenten“ der Forschung dienen soll, wird durch den

Verweis auf die Praxis der „Spitzenuniversitäten“ der Welt überspielt. Dementprechend schlug die Kommission vor, statt der dritten Förderlinie eine Exzellenzprämie an die 10 besten deutschen Universitäten für vergangene Leistung zu vergeben, festgestellt aufgrund der internationalen Rankings; ein Assessment nach englischem Vorbild sei zu aufwändig, von dem vorbildlichen italienischen ist nicht die Rede. Auch die Länder und die Forschungsorganisationen wollten nicht auf die Kritik an der dritten Förderlinie hören, sondern folgten der Empfehlung, „exzellente Universitäten als Ganzes nachhaltig (zu) stärken und sie dazu (zu) befähigen, sich als Institution im internationalen Wettbewerb permanent in der Spitzengruppe zu etablieren (unter Verweis auf einen Bericht der DFG und des Wissenschaftsrats zur Exzellenzinitiative von 2008, S. 49). Dies geht einher mit einer Stärkung der Handlungsspielräume der Hochschulleitung, die im Wesentlichen für die Umsetzung der Konzepte verantwortlich ist.“ (ebd., S. 22) Die Politik setzte diese Vorstellung um, wenn auch nicht in der Form einer Exzellenzprämie, sondern in der eines neuerlichen Wettbewerbs und mit dem Titel Exzellenzuniversität. Wer wollte sich schon die Chance eines so werbewirksamen „Labels“ entgehen lassen? Der Einwand, dass es um Forschungsförderung und nicht um „Governance“ ging, spielte demgegenüber keine Rolle. Offenbar herrschte die Vorstellung vor, dass „exzellente“ Forschung durch „effiziente und zielführende“ Steuerung von oben zu erreichen sei. Ob dies auch für besonders gute Forschung gilt?

Im Rahmen ihrer Kritik stellte die Kommission selbst fest, dass das deutsche Wissenschaftssystem und die Stellung des Präsidenten weit davon entfernt sind, ihrem Bild einer „Spitzenuniversität“ zu entsprechen und damit, wie sie meinten, eine notwendige Bedingung für exzellente Forschung zu erfüllen. Wie konnte es dann zu den allseits gepriesenen Clustern kommen? Sie gingen von den vorhandenen Professoren aus, haben innerhalb des Systems zu der erwünschten Differenzierung der Profile der Universitäten geführt. Auch wenn man die Belastung der Wissenschaftler mit forschungsfremden Aufgaben kritisch sieht, waren sie doch eine direkte Förderung von Forschung, relativ unabhängig von den Planungsphantasien der Ministerien und Präsidenten. Eine so beschränkte Exzellenzstrategie hätte aber Geduld und eine Gelassenheit gegenüber einem Kriterium vorausgesetzt, das die Kommission immer wieder betont hat: Sichtbarkeit. Doch warum wird die Sichtbarkeit der Institution so wichtig genommen, wo es doch an öffentlich finanzierten Universitäten um Forschung im Interesse des Gemeinwohls geht? Der wissenschaftliche Prozess ist ohnehin ein öffentlicher und führt, auch ohne Marketing und „starke universitäre Führung“, durch fachliche Auseinandersetzung dazu, dass sehr gute Forschung international sichtbar wird, allerdings zunächst unter den Forschern und erst auf die Dauer für die Verwaltung, die Politik und schließlich, wenn neutrale Medien auf sie aufmerksam werden, für die Öffentlichkeit – und vielleicht dann auch im Shanghai Ranking.

Um zum Schluss einem weiteren möglichen Missverständnis vorzubeugen: Wettbewerb ist nicht an sich schlecht, hat nur in der Form der Exzellenzuniversität und unter den institutionellen Bedingungen in Deutschland unbeabsichtigte Wirkungen, die die Forscher darin behindern, ihren eigenen Ideen nachzugehen.

Um den Wettbewerb in der Forschung muss man sich keine Sorgen machen. Er wird dem Forscher in vielfachen Formen auferlegt, durch den Wettbewerb um Stellen, um Veröffentlichungen in angesehenen Zeitschriften, um Aufmerksamkeit in Konferenzen und in der weltweiten Auseinandersetzung mit den Ansichten der fachlichen Konkurrenten. Der Wettbewerb in der Form der Exzellenzuniversität dagegen vertraut nicht darauf, dass das Ansehen der Institution sich aus der Arbeit ihrer Forscher ergibt, sondern versucht, mittels des Etiketts Exzellenz, der „Governance“ und des Marketings Ansehen zu gewinnen. Ein solches Vorgehen vernachlässigt, wie sehr dadurch die Forscher von ihrer eigenen Arbeit abgehalten werden und dass die Universität sich damit standardisierten Kriterien unterwirft. Sie mögen im statistischen Mittel besondere Qualität ausweisen, bringen aber die besonderen Qualitäten der einzelnen Forscher nicht zum Ausdruck, insbesondere derjenigen nicht, die ungewöhnlichen, risikoreichen Fragestellungen nachgehen, deren Forschung noch keine internationale Anerkennung gefunden haben mag. Forscher werden nicht dadurch gefördert, dass die Universität sich am Showbusiness des Shanghai Rankings orientiert, sondern dadurch, dass ihnen Zeit und Vertrauen geschenkt wird, Vertrauen auch darin, dass ihre Arbeit letztlich inhaltlich beurteilt wird und nicht nach abstrahierenden Kriterien, die erfordern, sich dem anzupassen, was zurzeit international im Durchschnitt als besonders gut angesehen wird. Gute Forschung braucht dezentrale Strukturen mit vielfältigen Chancen der Förderung und nicht Hierarchien unter den Universitäten, um im Schaulaufen internationaler Rankings mithalten zu können.

Literaturverzeichnis

- Daston, L. (2014): Humanities Quality Guidelines. URL: https://www.mpiwg-berlin.mpg.de/PDF/2014_12_11_Humanities_Quality_Guidelines.pdf
- Fleck, L. (1935): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Basel: Schwabe.
- Ford Foundation (1949): Report of the Study for the Ford Foundation on Policy and Program, by a Committee headed by H. Rowan Gaither, prefaced by Henry Ford II (Gaither Ford Report). Detroit. URL: <https://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=wu.89094310596;view=1up;seq=7>
- Gadagkar, R. (2021): Experiments in Animal Behaviour: Cutting-Edge Research at Trifling Cost. Bangaluru: Indian Academy of Sciences.
- Internationale Expertenkommission zur Evaluation der Exzellenzinitiative (IEKE) (2016): Berlin.